

Die Durchbrenner.

Humoreske aus dem New Yorker Leben von Gertrude Hilbrandt-Eggert.

Der junge Van Bibber war im Juni von Newport in die Stadt gekommen, um bei seinem Rechtsanwalt eine Geschäftsangelegenheit zu ordnen.

Da er auf den Nachmittagszug warten mußte, beschloß er, in einem französischen Restaurant am Washington Square zu speisen.

Außer ihm war noch ein älterer französischer Herr da, der über das späte Frühstück schalt, zwei Künstler mit Van Dyl-Bärten, und an dem Tische zunächst dem jungen eine junge Dame und ein junger Herr.

„Es war doch nicht meine Schuld,“ hörte er den jungen Mann in erstem Tone sagen. „Wie konnte ich wissen, daß er verheiratet ist!“

„Natürlich nicht,“ sagte das Mädchen fast weinerlich, „aber die andern sind nicht meine Vettern, und er ist, und das wäre so anders, so ganz anders gewesen.“

Er vertiefte sich in ein Entree, konnte aber nicht umhin, die folgende Unterhaltung zu hören denn die jugendlichen Durchbrenner kümmerten sich nicht im mindesten um ihre Umgebung, und obgleich er mit seinem Besten einen ganz ungebührlichen Darm vollführte, so dampften die andern ihre Stimmen nicht im geringsten.

„Was willst du nun also thun?“ fragte das Mädchen ernst, aber nicht unfreundlich. „Mir scheint nicht, als ob du dich völlig zur Höhe der Situation aufschwängest.“

„Nun, ich weiß nicht,“ entgegnete der junge Mann leichtsinnig. „Hier sind wir doch auf alle Fälle sicher; von unsern Bekannten kommt nie jemand her, und außerdem ist jetzt alle Welt verheiratet. Du bist ein wenig, und ich schreibe mir eine Menge Adressen von Geisteskranken auf.“

„Sie werden uns nie im Leben verzeihen,“ sagte das Mädchen.

„Ach, darum mach' dir keine Kopfschmerzen,“ entgegnete der junge Mann heiter. „Wirklich, du bist das schwierigste junge Mädchen, von dem ich je gehört habe.“

„Nun, leid eigentlich nicht,“ meinte das Mädchen. „Aber wirklich, Ted, es wird so viel Gerede geben. Wenn wir nur wenigstens ein Mädchen mit hätten, oder wenn du einen Brautführer hättest, oder Trauzeugen, wie in England; oder wenn wir in ein Kirchenbuch eingetragen würden, oder wenn Vetter Harold uns hätte trauen können!“

Der junge, Ted genannte Herr sah nicht aus, als fühle er sich sehr wohl.

Er sah verdrießlich einige Bissen, und das Mädchen zog ihr Taschentuch heraus, steckte es dann aber entschlossen in die Tasche und lächelte ihm zu. Der junge Mann rief den Kellner und sagte ihm, er solle das Abrechenbuch bringen. Und als er sich umwandte, erkannte er Van Bibber, und Van Bibber erkannte ihn.

„Ted, o Ted!“ schrie sie auf. „S ist dein Bruder! Da, in der Droschke! Ich habe ihn ganz deutlich erkannt. — Wie hat er uns denn finden können? Was fangen wir an?“

Ted wurde erst sehr roth und dann sehr blaß.

„Standish,“ sagte Van Bibber aufspringend und nach seinem Hut greifend, „bezahlen Sie dem Kellner mein Couvert, und ich bringe Ihren Bruder fort!“

Van Bibber stieg, eine Cigarre anzündend, die Stufen hinab, die der ältere Standish mit einem Satz heraussprang.

„Hallo! Standish!“ rief der New Yorker. „Warte doch einen Augenblick! Wo willst du denn hin? Heute scheint es ja Standishs zu regnen! Erst treffe ich deinen Bruder, dann dich! Was ist denn los?“

„Du hast ihn gesehen?“ rief der andre eifrig. „Wo ist er denn? War sie bei ihm? Sind sie verheiratet? Komme ich noch zur Zeit?“

Van Bibber beantwortete die verschiedenen Fragen dahin, daß er Herrn und Frau Standish vor einer halben Stunde gesehen habe, und daß dieselben gerade eine Droschke nahmen, um nach Jersey City zu fahren, von wo aus sie nach Chicago reisen wollten.

„Der Kutscher, der sie hergeführt hat, und mich hierher gewiesen hat, meinte, sie können jetzt schon unmöglich fort sein,“ sagte der ältere Bruder zweifelnd.

„Freilich,“ fiel der Droschkentischer ein, der neugierig zugehört hatte. „Ich habe sie vor einer halben Stunde vorgefahren. Sie können noch nicht lange fort sein!“

„Ja, aber sie sind fort!“ sagte Van Bibber. „Wenn du aber zu dem Zuge um zwei Uhr dreißig nach Jersey City kommst, so kannst du fast gleichzeitig mit ihnen in Chicago anlangen. Sie wollten nach dem Palmer House gehen, haben sie gesagt.“

„Danke dir, alter Junge!“ rief Standish in die Droschke springend. „S ist eine schreckliche Geschichte! Ein Paar junger Thoren! Kein Mensch hat etwas gegen die Heirat, — und sie sind nur zu jung, weißt du. Also nochmals besten Dank!“

„S ist nicht der Rede werth!“ entgegnete Van Bibber höflich.

„Nun also,“ begann er, als er zu dem zitternden jungen Paare herantrat, „ich habe Ihren Bruder nach Chicago geschickt. Ich weiß nicht, warum ich gerade Chicago als geeigneten Ort für die Hüttenwochen ausgesucht habe. Aber ich bin nicht ans Viegen gewöhnt und nicht sehr geschickt darin. Wenn Sie mich nun vorstellen wollen, dann will ich versuchen, wie ich Euch zwei Babies aus dem Walde herausbringe.“

Standish sagte: „Herr Corland Van Bibber — Fräulein Cambridge! ... Du hast meinen Bruder schon den Namen erwähnen hören, Mary,“ wandte er sich dann an die junge Dame, und die erwiderte, sie freue sich sehr, Herrn Van Bibber kennen zu lernen, selbst unter so eigenthümlichen Verhältnissen.

„Das nächste, was Sie nun also thun müssen,“ sagte Van Bibber in einem Tone, als wären jene ungefähr fünfzehn, und er zum mindesten vierzig Jahre alt, „ist, die Sache so öffentlich wie nur möglich zu machen.“

„Was?“ riefen die beiden Flüchtlinge in heftigem Protest.

„Gewiß,“ sagte Van Bibber. „Sie waren drauf und dran, einen verhängnisvollen Fehler zu begehen. Sie wollten irgend einen unbekanntem Pfarrer aufsuchen, der Sie dann in einem Hinterzimmer ohne Kirchenbuch und Zeugen getraut hätte, gerade wie irgend eine dabongelaufene Farmerstochter mit einem Feuerversicherungsagenten. Aber mit Ihnen Beiden ist das ganz etwas anderes. Warum Sie nicht feierlich dabeim in der Kirche getraut worden sind, weiß ich nicht, und ich will auch nicht danach fragen, aber eine gültige Vorkehrung hat mich hergeführt, um Standal und Geschwäch zu verhüten, denn das wäre unangenehm, und Ihre beiden Namen ständen dann in allen Zeitungen. Ich werde diese Hochzeit also in aller Form ausrichten, und Sie sind so gültig, hier zu warten, bis ich einen Wagen schicke, Sie zu holen. Nun verlassen Sie sich also vollständig auf mich und verzehren Sie Ihr Frühstück in Frieden. Es wird schon alles ins rechte Geleise kommen — und gestalten Sie mir, Ihnen den Salat zu empfehlen, er ist besonders gut!“

Van Bibber fuhr zuerst wie toll nach einer kleinen Kirche in der Nähe, wo er dem freundlichen alten Rektor über alles Bescheid sagte und bestimmte, die Kirche sollte geöffnet und der Organist an seinem Plage sein, und ein Junge sollte pünktlich um drei Uhr die Glocken läuten.

„Und nun,“ dachte er, „muß ich ein paar betante Leute aufreiben — einerlei, ob sie die Parteien kennen. Wer jetzt in der Stadt ist, frühstückt bei Delmonico, und die Herren finde ich im Club!“

So ging er zuerst nach dem großen Restaurant und sein guter Stern ließ ihn Frau „Reagh“ Van Arndt und Frau „Jad“ Peabody finden und die beiden Fräulein Brookline, die auf der Nacht „Minerva“ vom Bostoner Yachtclub gekommen waren; und er theilte ihnen mit, wie die Sachen ständen, und ließ sie schwören zu schweigen und so viele Herren, wie sie aufreiben konnten, mitzubringen.

Im Club presste er vier Herren zum Dienst, die alle Welt kannten und von aller Welt gekannt wurden. Darauf

schickte er einen Jungen hin, um die besten Kajüten im Fall River-Dampfer zu belagen, und einen andern, um Blumen zu besorgen. Dann setzte er Frau „Reagh“ Van Arndt in eine Droschke, um die Braut zu holen, und er selbst als Brautführer stieg in eine Droschke und holte den Bräutigam.

„Ich bin nun schon wenigstens vierzig Male Brautführer gewesen,“ meinte Van Bibber, als sie zur Kirche fuhren, „doch heute ist es das erste Mal, daß ich in Zuchtschuhen und einem blauen Sergeanzug erschienen bin. Aber Sie sollten erst mal die andern sehen,“ fügte er befriedigt hinzu, „der eine ist in gestreiftem Flanel!“

Frau „Reagh“ und Fräulein Cambridge vergaßen viele Thränen auf ihrer Fahrt, doch die Braut lächelte und sah glücklich aus, als sie in der Kirche entlang schritt, um ihrem demnächstigen Gatten entgegenzutreten. Nachdem die Feier vorüber war, schüttelten sich alle die Hände, und der Organist spielte den Hochzeitsmarsch. Einer der Clubherren bestand darauf, die Kirchenglocken zu fröhlichem Geläute zu bringen, und Van Bibber warf einen alten Schuh und eine Handvoll Reis — die er sich fürsorglich vom Chef des Clubs hatte geben lassen — hinter dem jungen Paare her, als es davonfuhr.

„Nun will ich den Bericht den Zeitungen einsenden,“ sagte Van Bibber mit einem stolzen Seufzer der Erleichterung und Befriedigung. „Und wenn man es morgen schwarz auf weiß liest, so wird es einem wie eine der orthodoxen und schönsten Trauungen der Saison erscheinen. Und doch kann ich nicht umhin, zu denken —“

„Nun?“ fragte Frau „Reagh“, als er zweifelnd innehielt.

„Nun, ich kann nicht umhin,“ fuhr Van Bibber fort, „an Standishs älteren Bruder zu denken, der nun in Chicago bei einer Temperatur von hundert Grad im Schatten herumfährt. Ich wollte, ich hätte ihn nur bei Jersey City geschickt. Das beweist eben,“ fuhr er betäubten Tones fort, „daß, wenn ein Mann nicht im Lügen geübt ist, er es lieber lassen soll!“

Welches Lebensalter ist das glücklichste?

Uns heutigen Menschen mit unserem schiefen historischen Sinn erscheint schon die bloße Fragestellung verkehrt, so verkehrt wie das Problem des besten Staates oder des besten Erziehungssystems. Denn wie jede geschichtliche Epoche hat auch jedes Lebensalter seine spezifischen Eigenverthe. Und dann mag die persönliche Lebensführung den Glückseligkeit der verschiedenen Stufen des Daseins bestimmen. Das 18 Jahrstündert dachte anders, und man substituirte leicht über diese Frage. Da haben einige Bekannte die bedeutenden Männer über den Lebenswerth des Greisenalters ein allgemeines Interesse. Fontanelle, dessen Popularphilosophie einst bis in die Toilettenzimmer der Pariser Damen gedrungen ist, war 95 Jahre alt, als man ihn interpellirte, welche zwanzig Lebensjahre er am meisten zurück wünschte. Er antwortete, daß seine glücklichsten Jahre die von 55 bis 75 gewesen seien, und wie der Berichtstatter hinzufügt, er bewies das durch „eindrucksvolle und tröstliche Wahrheiten“; mit 55 ist das Vermögen fest gegründet, die Reputation gesichert, die Lebenshaltung fixirt, die Prästitionen erfüllt oder dabei, die Pläne misglückt oder gereift, die meisten Lebensschancen benutzt oder doch wenigstens abgetheilt. Napoleon citirt in einem Briefe die Aeußerung mit der Glosse: Zwei große Eigenschaften sind erforderlich, damit man alt werde: eine gute Gesundheit und ein schlechtes Herz. Auch der andere französische Imperator, auch Voltairer, will, jenes Bekanntheit nicht unterschreiben; in seinen selbiger Jahren schrieb er aus seinem Patriarchat von Ferney: Selten ist der Lebensabend recht annehmbar; man hat immer die rechte eitle Hoffnung geübt, das Leben zu genießen, und am Ende ist alles, was man thun kann: es ertragen! Cicero hat einen schönen Traktat über das Greisenalter geschrieben; aber er hat kein Buch nicht durch sein Thun bewiesen; seine letzten Jahre sind sehr unglücklich gewesen. Dagegen hat Fontanelle bei den selben Engländern vielfach Zustimmung gefunden, und nicht nur bei dem Utilitarier Jeremy Bentham. Der berühmte positivistische Philosoph David Hume schrieb wenige Monate vor seinem Tode, trotz seiner Kränklichkeit: Soll ich eine Periode meines Daseins nennen, die ich am liebsten noch einmal erleben möchte, so möchte ich die letzten Jahre wählen: mich belebt derselbe Studieneifer wie je und ich genieße dieselbe fröhliche Gesellschaft. Auch der größte Historiker des Jahrhunderts, Edward Gibbon, schloß sich diesem Bekenntnis an, obwohl er die Folgen seines Wohllebens arg zu büßen hatte. Und in einer enalischen Zeitschrift stand der Spruch: Ein geundeter alter Junge, der nicht nährisch geworden ist, ist die glücklichste Kreatur auf Gottes Erdboden.

Ein Glückspilz.

Humoreske von Leo von Torn.

In einer jener Lotterien, welche den glücklichen Gewinnern vorzugsweise Reittiere oder Pferdebeden zu beschreiben pflegen, hatte der „Einzjährige“ Dr. Josef Biederich ein Objekt im Werthe von tausend Kronen gewonnen.

Das ist an sich nicht viel. Aber was ist viel? Wenn Jemand an nichts Arges und an nichts Gutes denkt und er erhält mit der ersten Morgenpost durch einen wildfremden Advokaten die Mittheilung, daß er von einem ungeachteten, in Krotosin verbliebenen Großhändler hundert Kronen geerbt hat, so ist das viel. Hat aber Jemand auf eine zu erwartende Erbschaft hin schon seine Stellung aufgegeben, eine unbemittelte Frau geheiratet und 20,000 Kronen Schulden gemacht, so sind 10,000 Kronen, welche dann eventuell auf seinen Antheil fallen, wenig.

Unter diesen Gesichtspunkten ist das Objekt zu tariren, welches dem Dr. Josef Biederich in den Schooß gefallen war. Es hatte ihn gänzlich ahnungslos getroffen. Er gehörte nicht zu jenen Dränglern Fortunas, die sich alle Tage ihr Loos befehen, die Nummer derselben vorwärts, rückwärts und in der Quersumme auswendig wissen und am Ziehungstage vor Aufregung nichts genießen können. Solche Leute gewinnen nie was. Niemand! Er gehörte auch nicht zu den eigensinnigen Nierischen, welche sich gerade auf den Hauptgewinn verheßen und alles andere ablehnen. Er hatte die Nachricht vom Gewinne hingenommen — vollständig und überschäumend als in dritten Glücksfall seines Lebens. Nag den übri: Erfahrungen, welche er mit den beiden andern gemacht, sogar unter einiger Vorsicht und Reserve.

Als eifriger Junge hatte er einmal in einer Marzipan-Verloofung den ersten Preis, eine tolle Torte, davongetragen. Da er die zwei guten Heller für das Loos seiner Zwerchhülle heimlich entnommen, so traute er sich mit dem süßen Segen nicht nach Hause, versuchte vielmehr, ihn allein zu bewältigen. Aber er hatte noch nicht einmal die Hälfte des Fruchtbelags abgehessen, als ihm sehr übel wurde und er sich zu einem Gefährnisse gezwungen sah. Der Rest waren Brösel der eigenmächtigen Verwendung von Sparmitteln, sodann wegen der Verheiligung der Torte und drittens wegen der Gefährlichkeit.

Der zweite Glücksfall hatte ihn bei der Tombola, gelegentlich eines Stiftungsfestes des akademischen Turnvereins „Altimus“ betroffen. Er hatte eine neußilberne Streichholzschachtel gewonnen — mit einem unter Glas gefestigten Wibe darauf, mit einem Wibe —

Als er es bei der Kaffeetafel arglos herumgezeigt, wäre er von den älteren Damen beinahe gelächelt worden. Seine „mater hospitalis“ stellte ihn vor die Alternative, die Schachtel entweder gegen eine Haarbürste, einen Strickbeutel oder dergleichen unzuverlässigen oder aber die seit drei Monaten rückständige Miete zu erlegen und sich eine Wohnung zu suchen, in der „so was“ gebudelt wurde. Ein Pferd hatte ja nun allerdings weder die Gefahren einer Marzipantorte, noch die einer neußilbernen Streichholzschachtel, immerhin gelobte Josef Biederich sich alle Heberlegung und Vorsicht. Nur mit seinem Freunde, dem Leutnant Gebauer, wollte er über die Sache sprechen. Einmal, weil derselbe einigen Pferdeverstand hatte und ihm in der Angelegenheit von Nutzen sein konnte; zum andern, weil ein Glück doch nur ein halbes ist, wenn Niemand Antheil daran nimmt.

„Du hast schon immer große Startoffeln gehabt,“ meinte Leutnant Gebauer, nachdem der junge Mediziner ihm den Fall vorgetragen. „Na, jedenfalls gratulire ich Dir und wünsche, daß Deine, durch das Glück erwiesene Dumheit keine Erzeße begeht. Dazu würde beispielsweise gehören, wenn Du den Gaul unbeselbst zu den garantierten 70 Prozent des Werthes loszuschlagen wölstest.“

„Aber, lieber Freund, ich verstehe doch nichts davon.“

„Du nicht, aber ich. Bei einem Objekt von tausend Kronen kann es doch nicht darauf ankommen, daß wir einen kleinen Abstecker in die Hauptstadt machen und uns das Thier mal ansehen. Ich habe Fälle erlebt, in denen so ein Pferd weit über die Tare hinaus bezahlt worden ist.“

„Also Du meinst —“

„Unbedingt! Heute ist Liebesmahl, zu dem Du ja auch geladen bist. Aber morgen! Morgen fahren wir. Und es wird Dein Schaden nicht sein. A propos Schaden! Denke Dir, ich habe fünfzig Kronen verloren, die ich mir eingekauft, um Rechnungen zu bezahlen. Ein armer Mensch verliert das Brod aus dem Munde, den Seinen dagegen gibt es der Herr im Salsatz. Bei einem solchen Glücksfall müßte es Dir nicht darauf ankommen, mir auf ein Paar Tage unter die Arme zu greifen — nicht wahr?“

Obwohl dem jungen Arzte diese traurige Geschichte wenig glaubhaft erschien, — namentlich das Rechnungsbekommen hatte keine Spur von Wahrscheinlichkeit —, konnte er sich der Anbörderung unter den obwaltenden Umständen nicht entziehen. Außerdem

Ein Glückspilz.

Humoreske von Leo von Torn.

In einer jener Lotterien, welche den glücklichen Gewinnern vorzugsweise Reittiere oder Pferdebeden zu beschreiben pflegen, hatte der „Einzjährige“ Dr. Josef Biederich ein Objekt im Werthe von tausend Kronen gewonnen.

Das ist an sich nicht viel. Aber was ist viel? Wenn Jemand an nichts Arges und an nichts Gutes denkt und er erhält mit der ersten Morgenpost durch einen wildfremden Advokaten die Mittheilung, daß er von einem ungeachteten, in Krotosin verbliebenen Großhändler hundert Kronen geerbt hat, so ist das viel. Hat aber Jemand auf eine zu erwartende Erbschaft hin schon seine Stellung aufgegeben, eine unbemittelte Frau geheiratet und 20,000 Kronen Schulden gemacht, so sind 10,000 Kronen, welche dann eventuell auf seinen Antheil fallen, wenig.

Unter diesen Gesichtspunkten ist das Objekt zu tariren, welches dem Dr. Josef Biederich in den Schooß gefallen war. Es hatte ihn gänzlich ahnungslos getroffen. Er gehörte nicht zu jenen Dränglern Fortunas, die sich alle Tage ihr Loos befehen, die Nummer derselben vorwärts, rückwärts und in der Quersumme auswendig wissen und am Ziehungstage vor Aufregung nichts genießen können. Solche Leute gewinnen nie was. Niemand! Er gehörte auch nicht zu den eigensinnigen Nierischen, welche sich gerade auf den Hauptgewinn verheßen und alles andere ablehnen. Er hatte die Nachricht vom Gewinne hingenommen — vollständig und überschäumend als in dritten Glücksfall seines Lebens. Nag den übri: Erfahrungen, welche er mit den beiden andern gemacht, sogar unter einiger Vorsicht und Reserve.

Als eifriger Junge hatte er einmal in einer Marzipan-Verloofung den ersten Preis, eine tolle Torte, davongetragen. Da er die zwei guten Heller für das Loos seiner Zwerchhülle heimlich entnommen, so traute er sich mit dem süßen Segen nicht nach Hause, versuchte vielmehr, ihn allein zu bewältigen. Aber er hatte noch nicht einmal die Hälfte des Fruchtbelags abgehessen, als ihm sehr übel wurde und er sich zu einem Gefährnisse gezwungen sah. Der Rest waren Brösel der eigenmächtigen Verwendung von Sparmitteln, sodann wegen der Verheiligung der Torte und drittens wegen der Gefährlichkeit.

Der zweite Glücksfall hatte ihn bei der Tombola, gelegentlich eines Stiftungsfestes des akademischen Turnvereins „Altimus“ betroffen. Er hatte eine neußilberne Streichholzschachtel gewonnen — mit einem unter Glas gefestigten Wibe darauf, mit einem Wibe —

Als er es bei der Kaffeetafel arglos herumgezeigt, wäre er von den älteren Damen beinahe gelächelt worden. Seine „mater hospitalis“ stellte ihn vor die Alternative, die Schachtel entweder gegen eine Haarbürste, einen Strickbeutel oder dergleichen unzuverlässigen oder aber die seit drei Monaten rückständige Miete zu erlegen und sich eine Wohnung zu suchen, in der „so was“ gebudelt wurde. Ein Pferd hatte ja nun allerdings weder die Gefahren einer Marzipantorte, noch die einer neußilbernen Streichholzschachtel, immerhin gelobte Josef Biederich sich alle Heberlegung und Vorsicht. Nur mit seinem Freunde, dem Leutnant Gebauer, wollte er über die Sache sprechen. Einmal, weil derselbe einigen Pferdeverstand hatte und ihm in der Angelegenheit von Nutzen sein konnte; zum andern, weil ein Glück doch nur ein halbes ist, wenn Niemand Antheil daran nimmt.

„Du hast schon immer große Startoffeln gehabt,“ meinte Leutnant Gebauer, nachdem der junge Mediziner ihm den Fall vorgetragen. „Na, jedenfalls gratulire ich Dir und wünsche, daß Deine, durch das Glück erwiesene Dumheit keine Erzeße begeht. Dazu würde beispielsweise gehören, wenn Du den Gaul unbeselbst zu den garantierten 70 Prozent des Werthes loszuschlagen wölstest.“

„Aber, lieber Freund, ich verstehe doch nichts davon.“

„Du nicht, aber ich. Bei einem Objekt von tausend Kronen kann es doch nicht darauf ankommen, daß wir einen kleinen Abstecker in die Hauptstadt machen und uns das Thier mal ansehen. Ich habe Fälle erlebt, in denen so ein Pferd weit über die Tare hinaus bezahlt worden ist.“

„Also Du meinst —“

„Unbedingt! Heute ist Liebesmahl, zu dem Du ja auch geladen bist. Aber morgen! Morgen fahren wir. Und es wird Dein Schaden nicht sein. A propos Schaden! Denke Dir, ich habe fünfzig Kronen verloren, die ich mir eingekauft, um Rechnungen zu bezahlen. Ein armer Mensch verliert das Brod aus dem Munde, den Seinen dagegen gibt es der Herr im Salsatz. Bei einem solchen Glücksfall müßte es Dir nicht darauf ankommen, mir auf ein Paar Tage unter die Arme zu greifen — nicht wahr?“

Obwohl dem jungen Arzte diese traurige Geschichte wenig glaubhaft erschien, — namentlich das Rechnungsbekommen hatte keine Spur von Wahrscheinlichkeit —, konnte er sich der Anbörderung unter den obwaltenden Umständen nicht entziehen. Außerdem

„In dieser Stelle Ihres Entree, Baron, habe ich schon öfter ein eigenthümliches Geräusch gehört.“

„Vielleicht stöhnt der Grund und Boden unter zu starker Belastung.“

Trotz verschiedener Abmahnungen

mietete der Arzt einen hübschen Korbwagen, ließ den Gaul davor spannen und fuhr davon.

Bis auf den halben Weg ging es überraschend schön. Der Fuchs trabte wie eine Puppe. Bei dem ersten Dorfe aber wollte er eigenfönnig in einen Stall, dessen Thür sich auf die Chauffee öffnete. Da ihm dieser Wunsch nicht erfüllt wurde, spielte er zunächst Carroussel — um dann plötzlich anzuziehen und wie das Donnerwetter davonzufahren. Josef Biederich befahl seine Seele Gott, das Pferd dem Satan zu weihen. Zu weiteren Stoßgebeten blieb ihm keine Zeit. In einer scharfen Wegleitung — bereits im Angesicht des schweigeväterlichen Gutes — schlug das leichte Gefährt gegen einen Baum und plagte auseinander wie eine Seifenblase. Mit einigen Bruchtheilen des Wagens flog der Insasse in weitem Bogen über den Chauffeezacken auf ein durchschlagenes Bruchfeld.

Nach einer Viertelstunde fand er den Muth, seine Knochen zu zählen. Nach einer halben Stunde hatte er den Cutachof erreicht und tam gerade recht, um noch mitanzusehen, wie sein „Glück“ von einem hohen Stadtenbaum abgehoben wurde. Der Schinder hatte da hinüberhüpfen wollen und diese Unvorsichtigkeit mit seinem todtbaren Leben bezahlt. Beinahe noch Josef Biederich's Verlobung zurückgegangen — weil man es ihm als Gemüthsrohhheit und auch als Leichtsinns auslegte, daß er sich über den Verlust eines so werthvollen Pferdes sogar noch freute.

Was war die Marzipantorte und neußilberne Streichholzschachtel gegen diesen dritten Glücksfall seines Lebens? Rechenerisch stellte sich derselbe, wie folgt:

Ein Gebauer, also auf Nimmerwiedersehen, 100 K., Bataillonstasse 100 K., Champagner 50 K., Futter- und Standgeld 50 K., Kurkosten vorläufig 50 K., ein Korbwagen 500 K., Summa-Summarum 850 Kronen.

Nachdem Dr. Josef Biederich nach noch wegen Beleidigung und Körperverletzung — begangen an einem Lotteriekontrollleur, der ihm ein Loos angebotener — zu acht Tagen Gefängnis und 150 Kronen Buße verurtheilt worden, waren die tausend Kronen voll.

Stroh (nach der Freisprechung zum

Urtheil): „Herr Doktor, Sie san a ganz raffiniert Mensch, für Sie ist mir schad, daß 's' foa Spibub' word'n san!“

Unmöglich.

Student Süffel (singend): „Stef' ich in finst'rer Mitternacht...“ Student Berle (ihn unterbrechend): „Du glaubst es aber doch selbst nicht, daß Du um diese Zeit noch stehen kannst!“

Deplacirter Stolz.

Junger Mann: „Ja, in meiner Familie herrscht ein durchaus moderner, fortschrittlicher Geist. Erst neulich ist mein Bruder auf einem Reform-Gymnasium durchgefallen.“

Sücht einfach.

„Sagen Sie mir doch einmal, was ist ein Sie denn eigentlich, daß Sie so dumm werden?“

B.: „Nichts!“

Geschäftskniff.

Optiker (beim Verschenden des neuen Preisformants zu seinem Lehrling): „Schreib' mir die Adressen unserer Kunden recht klein, damit die Leute erinnert werden, daß sie Gläser brauchen.“

Die lieben Säulen.



„In dieser Stelle Ihres Entree, Baron, habe ich schon öfter ein eigenthümliches Geräusch gehört.“

„Vielleicht stöhnt der Grund und Boden unter zu starker Belastung.“